

Mit Sorgfalt vergiftet

Das Klavier war von Schwester Deena Sartucci okkupiert, einer kleinen runden Nonne, die – dem Klang der Dinge nach zu urteilen – entweder brilliant mit Fäustlingen spielte oder unfähig ohne.“

Was Joe Keenan in seinem virtuos komödiantischen Roman „Blue Heaven“ an Pointen liefert, dürfen Musikjournalisten noch lange nicht. Keenan kann seiner Formulierung freien Lauf lassen; es ist Fiktion, tut niemandem weh, und eventuelle Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen wären rein zufällig. Stünde aber derselbe Satz in einer Kritik zu lesen, würde sich der Autor, nach dem Dafürhalten etlicher Leser, damit sofort disqualifizieren: wieder einer von diesen hämischen Schreiberlingen, die keiner Pointe widerstehen können!

Sich von denen zu distanzieren, die so schreiben, fällt nicht schwer. Aber Hand aufs Herz: Unterliegt nicht jeder, auch der noch so seriöse Journalist, hin und wieder der Versuchung, bissiger, sarkastischer, boshafter zu formulieren, als es dem Objekt der Kritik angemessen ist? Bestes Beispiel: Karl Kraus. Was er, einer der bedeutendsten Kämpfer gegen die Verwahrlosung von Sprache, in seiner „Fackel“ über Werke von Richard Strauss und Franz Lehár formuliert, ist eine literarische Hinrichtung ersten Ranges: kein Satz, der nicht aufs Sorgfältigste vergiftet wäre. Aber ist solch ein Einsatz verbaler Waffen bei Werken wie „Intermezzo“ oder „Paganini“ wirklich angebracht? Ist es nicht Verschwendung rhetorischer Energie, wenn Kraus befindet, daß die Nilpferdfütterung im Zoo Schönbrunn im Vergleich zum „Intermezzo“ eine „intellektuelle Bravourleistung“ sei? Und grundsätzlich gefragt: War die Munition, die Kraus abfeuerte, nicht viel nützlicher in seinem ständigen Kampf um soziale Gerechtigkeit, in seiner Abrechnung mit dem Nationalsozialismus?

Auf unseren (Musik-) Alltag übertragen: Welchen Sinn hat es, mindere künstlerische Leistungen anzugreifen und bloßzustellen, wenn es Mißstände gibt, auf die man viel nachdrücklicher hinweisen müßte? Kritisieren heißt, wörtlich übersetzt: unterscheiden. Was für mich auch bedeutet, daß man deutlich unterscheidet, wo eine Pointe, eine Glosse, eine Satire angebracht ist und wo nicht. Dabei würde ich nicht so weit gehen wie der Wiener Journalist Robert Werba, der gesagt haben soll, daß ein Kritiker nur das schreiben sollte, was er den Künstlern vor anderen Leuten ins Gesicht sagen könnte; ich glaube nicht, daß sich das konsequent verwirklichen läßt. Aber vielleicht ist es ein wirksames Mittel zur Sensibilisierung des journalistischen Gewissens.

Wie ist es aber im umgekehrten Fall: Soll man einem Künstler, sagen, was man in einer Kritik oder einem Portrait ohnehin geschrieben hätte? Daß ich im Gespräch mit Edita Gruberova beim gemeinsamen Plattenhören nicht verschwiege, was mir an ihrer Zerbinetta gefällt, hat einer unserer Leser für „devot-bewundernd“ befunden. Man kann also nicht vorsichtig genug sein...

Trotzdem wünsche ich ihnen viele Anregungen beim Lesen und Musikhören.

Thomas Voigt

Thomas Voigt

